



UNIVERSITÄTS-  
BIBLIOTHEK  
PADERBORN

## **Lessings sämtliche Werke**

in 20 Bänden

Über Meusels Apollodor [u.a.]

**Lessing, Gotthold Ephraim**

**Stuttgart, [1884?]**

Entwürfe zur Fortsetzung der Briefe antiquarischen Inhalts.

---

[urn:nbn:de:hbz:466:1-65828](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-65828)

## Entwürfe zur Fortsetzung

der

Briefe antiquarischen Inhalts.

LVIII.

Fürchten Sie nicht, noch mehrere Briefe im Tone der letztern zu erhalten. Gewisse Dinge verdienen freilich nie gesagt zu werden, und doch müssen sie wenigstens einmal gesagt werden.

Die persönlichen Verhältnisse der Schriftsteller gegen einander interessieren nur kaum den kleinsten Teil des zeitverwandten Publici. Welcher wünscht, daß sein Buch auch bei den Nachkommen nicht ganz vergessen sei — und welcher sollte es nicht wünschen? — muß über nichts streiten, was nur ihn selbst angeht.

Ob Lessing den berühmten Kloß beneidet hat, was die geheimen Ursachen gewesen, warum er wider ihn geschrieben, verlangt auch schon in zehn Jahren niemand mehr zu wissen. Dann fragt sich bloß: Was hat er gegen ihn geschrieben? Was hat sein Schreiben gegen ihn genutzt? Welche Vorurteile hat er gegen ihn bestritten? Welcher Wahrheiten hat er sich gegen ihn angenommen?

Folglich ist alles sehr unnützes Geschwätz in der Rezension des Herrn Kloß,\*) bis auf das wenige, was die unter uns streitige Sache selbst betrifft.

Er verspricht, mir in einer besondern Schrift zu antworten. Die muß ich erwarten.

Vorläufig will er nur einige Punkte berühren, deren Untersuchung weder Nachschlagen noch Nachdenken erfordert. Es ist nicht die Frage, ob Tuschler für einen Steinschneider gehalten worden, sondern ob er es gewesen. Freilich ist er für einen gehalten worden, und hat gar für einen gehalten werden wollen; und dadurch wurden Gori und Mariette und Giulianelli hintergangen. Aber er ist keiner gewesen; welches Natter beweiset. Natters Zeugnis gilt hier allein, der mit ihm lange Zeit gelebt und gearbeitet hat.

Bettori war seinetwegen in dem nämlichen Irrtume. Aber auch das beweiset nichts. Sie wissen alle von ihm nur ein Stück

---

\*) In seiner Deutschen Bibliothek d. j. W., St. VII. S. 465.



zu nennen: sein Porträt nämlich; welcher Versuch aber, wie Natter sehr richtig sagt, noch lange zu keinem Steinschneider macht. Ja, diese Köpfe waren bloße Pasten, über ein Wachsmo-  
dell gegossen. Außerdem noch der einzige Kopf der Minerva; aber der war mit dem Messer geschnitten.

Diesen Künstler nannte Kloß gleichwohl einen fleißigen Künstler. Aber fleißig soll hier nicht die Vielheit der Arbeit anzeigen, sondern die Sorgfalt der Ausarbeitung! Woher kennt er die? möchte ich fragen. Hat er ein Stück von ihm gesehen? Ja, diese kann er gar nicht gehabt haben.

(Auf einem einzelnen Oktavblatte findet sich folgender, anders lautende Anfang dieses achtundfünfzigsten Briefes.)

Scharfsinnige Leute wollen angemerkt haben, daß die letzten sieben meiner Briefe ihrem Titel nicht entsprechen, daß sie nicht antiquarischen Inhalts gewesen.

Nun, so waren sie wenigstens antiquarischen Tones! — Es hat mir Mühe gemacht, diesen Ton zu treffen. Geläufig wird er mir nie werden; und ich werde immer einen Herrn Kloß nötig haben, der mir ihn angibt.

Ich muß den Stich, den man mir zu versehen denkt, nur selbst vertiefen. Er kann bei dem allen nicht tödlich werden.

Aber auch um eine ernstliche Antwort wäre ich nicht verlegen. Es ist wahr, das Studium der Altertümer selbst betreffen diese sieben Briefe nicht; aber sie betreffen doch Männer — einen Mann wenigstens, der sich mit diesem Studium abgibt.

## LIX.

Seine Verantwortung wegen der alten Künstler. \*) — Ich tadelte ihn nicht, daß er sie nicht alle angeführt, sondern daß er gar keine andern anführte, als die er bei Stosch gefunden hatte. Den Cronius hätte er nicht wegen der alten PASTE anführen sollen, sondern weil ihn Plinius angab. S. in meinen Kollektanen, was sonst von dieser Materie anzumerken wäre. Zugleich von meinen beiden noch nicht bekannten Steinen mit EP. und ANTHPOΣ.

## LX.

Daß ich ihm Druckfehler schuld gegeben habe. — Aber er führt weislich nur Berill an und sagt nichts von Agat und Amethyst; des Moco nicht zu gedenken. — Bei Gelegenheit hier von des Baccius Ableitung des Worts Achates, wovon er glaubte, daß damit auf den Gefährten des Aeneas angespielt sei.

\*) S. Deutsche Bibliothek, S. 474.



Und habe ich ihm nur schuld gegeben, daß er die Namen der Steine nicht zu schreiben weiß? Habe ich ihm denn nicht bewiesen, daß ihm von ihrer Kunst überhaupt nichts beizubringen?

Dieser Unwissenheit ist er noch auf eine andere Weise zu überführen. Er kennt auch nicht die allerbekanntesten Skribenten in dieser Materie. Beweis aus dem, was er vom Petrus de Scudalupis und vom Camillo Leonardo sagt.

LXI.

Auch den Marbodus muß er wenig oder gar nicht kennen. „Er ist in der Ausgabe des Gorläus befindlich,“ sagt er. Sonst nirgends? — Hierbei Nachricht von den verschiedenen Ausgaben. — Und was für Aberglaube steht denn in dem Gedichte des Marbodus, der sich nicht auch im Plinius fände?

LXII.

Darum, daß Marbodus den Evar als Quelle nennt, braucht er nicht ganz den Betrug geschmiedet zu haben. Es können Schriften eines Evar vorhanden gewesen sein und sind es vielleicht noch.

LXIII.

Unter den Gedichten des Marbodus finden sich einige, die ihm gar nicht gehören und die sein Herausgeber ihrem rechten Urheber wohl hätte wieder zustellen können.

Eben das ist von den Gedichten des Hildebertus zu sagen. Von den Gedichten beider ließe sich zur Berichtigung der klassischen Dichter, woraus jene Stellen genommen sind, vielleicht noch einiger Gebrauch machen.

LXIV.

Gebrauch, den der jüngere Burmann davon zu seiner Anthologie hätte machen können.

LXV.

Wenn Kloß Burmannen solche Nachweisungen hätte geben können, so würde es ihm dieser ohne Zweifel Dank gewußt haben. Und so wären wir wieder bei Kloß, dessen besondere Widerlegung ich ruhig erwarte.

Aber nein; er hat sich anders besonnen. Er hat meine Briefe kaum zur Hälfte gelesen, und will sie gar nicht ganz lesen; geschweige, daß er, sie zu widerlegen, sich die Mühe nehmen sollte. Er ist zu groß, sich mit mir einzulassen; und er läßt seine Kreaturen gegen mich los. Er ist wie der Alte auf dem Berge, der thut, als ob er kein Wasser betrübe, und seine Banditen in der Welt herumschickt.

Von dem elenden Stolze, seinen Gegner nicht lesen zu wollen.



## LXVI.

Eine von seinen ersten Kreaturen ist Riedel. Ueber dessen Rezension der antiquarischen Briefe in der Erfurter Zeitung.

„Noch,“ fängt er an, „haben wir die antiquarischen Briefe des Herrn Lessings (erster Teil, bei Friedrich Nicolai) nicht ausführlich angezeigt.“

Nein; aber gewandtweise ihnen schon mehr als einen Hieb zu versetzen gesucht! — Das ist gar recht! So wird der Leser allmählich vorbereitet und der Verfasser fürs erste bei kleinem Feuer gebraten, bis man ihn ganz in die Flamme wirft. Das geht nun los. Der Himmel stehe mir bei!

„Einige Anmerkungen des Herrn Kloß wider Herrn Lessing und eine Rezension im Reichspostreuter haben dem Herrn Verfasser die Gelegenheiten zu diesem Buche von 256 Seiten in kl. 8vo. gegeben.“

Gar recht! In seinem Buche wollte mich Herr Kloß fein höflich eines Bessern belehren, und in dem Reichspostreuter ließ er ausposaunen, daß er mich eines unverzeihlichen Fehlers überwiesen habe. Eine Belehrung, dachte ich, ist der andern wert; und ich würde Herrn Kloß gewiß auch recht höflich belehrt haben, wenn ich mich nur auch auf einen hübsch abgerichteten Freund hätte verlassen können, der meine schlaue süße Höflichkeit in gute derbe Wahrheit übersezte. Aber leider habe ich keinen solchen Freund. Ich mußte also nur gleich so schreiben, wie ich verstanden zu sein wünschte. Das ist nicht höflich, aber wahr!

„In der Vorrede erklärt er sich über den Ton, den er in diesen Briefen genommen, und bekennet sich für einen Nachahmer der Alten; die das Ding, was wir Höflichkeit nennen, nicht gekannt hätten.“

Die Bescheidenheit nicht zu vergessen, welche den Alten anstatt der Höflichkeit eigen war! Ich bekenne mich für ihren Nachahmer in beidem; in dem sowohl, was sie nicht hatten, als in dem, was sie hatten. Die Kloße mögen immer über meine Unhöflichkeit schreien; genug, daß der wahre Gelehrte nie meine Bescheidenheit vermiffen soll!

„Herr Lessing wird sich auf gewisse Punkte besinnen, in welchen man den Alten keinesweges nachahmen soll, in welchen man vielmehr sich nach unsern Sitten, nach unserer Denkart und unserer Sprache zu richten hat.“

Herr Riedel traut mir zu viel zu. Wahrlich, ich besinne mich auf keine solche Punkte. Was bei den Alten recht und gut war, ist noch recht und gut. Doch ich sehe, er kommt selbst mit einem Exempel meinem Gedächtnisse zu Hilfe.

„Die Alten nannten auch gewisse Glieder und gewisse Handlungen mit ihren eigenen Namen gerade heraus; uns andern mißfällt es schon, wenn dergleichen Sachen auch nur von fern her angedeutet werden.“



Diese Glieder und Handlungen bloß des Titels wegen mit ihren eigenen Namen zu nennen, mißfiel auch den Alten. Es waren nur ihre *Pirons*, die sich das erlaubten, und auch wir haben ja unsere *Catulle*. Aber freilich, wenn der Naturlehrer, wenn der Arzt, wenn der kühne Satiriker diese Glieder und diese Handlungen der Kürze, des Nachdrucks, des Unterrichts wegen bei ihren eigenen Namen nannten, so hatten die Alten kein Arges dabei; und wir Neueren sollten lieber auch keins dabei haben. — Dieses nun angewandt auf die Höflichkeit! Aus bloßem Kitzel werde ich zuverlässig nie unhöflich gegen Herrn *Kloß* sein. Sollte ich ihm auf der Straße begegnen, so werde ich ganz gewiß meinen Hut zuerst gegen ihn abziehen. Sollte ich wieder an ihn schreiben, so werde ich ganz gewiß: Wohlgeborner Herr, insonders Hochzuehrender Herr Geheimerrat, an ihn schreiben und mich seinen gehorsamen Diener nennen. Sollte ich an einem Tische mit ihm speisen, so werde ich ganz gewiß seine Gesundheit mit einer tiefen Verbeugung und genau in der Reihe trinken, die sein Rang erforderte. Sollte ich gar mit ihm zu spielen das Vergnügen haben, so werde ich ganz gewiß mit eben der Höflichkeit sagen: „Der Herr Geheimerat haben gewonnen,“ als: „Der Herr Geheimerat sind basta!“

LXVII.

Von *Niedels* Anmerkungen über den *Laokoön*. Einige Beweise seiner Unwissenheit. Von der Karikatur. Die Stelle aus dem *Cicero*. — Vermutung, woher die Karikaturgesichter ihren Ursprung haben: aus den komischen Masken der Alten.

LXVIII.

Von dem Gesetze der *Hellenoditen*. — Die ikonische Statue sollte freilich die größere Ehre sein. Aber was bewog sie, dieses zur größern und nicht zur kleinern Ehre zu machen? Warum machten sie die Gefahr, in dem Bilde eines minder schönen Körpers auf die Nachwelt zu kommen, zur größern Ehre? Warum machten sie den Vortheil, sich in einem schönen, aber fremden Ideal aufgestellt zu sehen, zur kleinern?

LXIX.

Von dem Gemälde des *Timanthes* und der Verbesserung der Stelle des *Plinius*, die ich aus dem *Gronov* wohl soll geborgt haben. Ich kenne *Gronovs* Noten über den *Statius* nicht.

LXX.

Von der *Vesta* und dem Vorgeben, daß es eine ältere und eine jüngere gegeben habe. *Ovid* wenigstens hat diesen Unterschied gewiß nicht angenommen.



LXXI.

Von dem Geschrei des Philoktetes. Er erdrückt es, aus Furcht, daß sie ihn sonst nicht mitnehmen würden. Geschrei des Hippolytus.

LXXII.

Das wären einige Proben gewesen, wie gelehrt Herr Niedel ist, mit welchem Scharffsinne er die Alten zu lesen pflegt. Nun sollte ich auch von seiner Philosophie reden. Aber davon verstehe ich nichts, und von dieser Seite sind er und Herr Professor Guth meine Meister. Ich bekenne, daß ich sie nicht verstehe. Vielleicht geht es ihnen auch mit mir so. Wenn es nur nicht oft schiene, als wäre es Herrn Niedels Vorsatz, mich nicht zu verstehen. Beweise, wie sehr er den Geist meines Werkes verfehlt hat.

LXXIII.

Ueber Niedels Lessingische Briefe. Verteidigung meiner Ableitung des Wortes Kameo.

LXXIV.

Ein zweiter Verfechter des Herrn Klotz, der Verfasser der Litterarischen Briefe. Urteil von ihm; und Beleuchtung einiger von seinen Rechtfertigungen seines Gönners. Lächerlichkeit dieses Mannes, meine Streitigkeit mit Klotz auf drei Punkte zu bringen. Von den Daktyliotheken der Alten. Bestimmung des Wortes gemma aus einer Stelle des Cicero in den Reden wider den Verres und einer Stelle Tibulls, woraus erhellt, daß gemma eigentlich ein ungeschnittener Edelstein heißt.

LXXV.

Von der Perspektiv der Alten wider diesen litterarischen Briefsteller. Besonders eine Prüfung der Abhandlung des Caylus.

LXXVI.

Ueber einige kleinere Punkte gegen ihn, und Abschied von ihm auf immer.

LXXVII.

Nun wieder zu Herrn Klotz, mit dem wir auf der 15ten Seite seiner Schrift stehen geblieben.

Von der großen Anzahl geschnittener Steine, die auf uns gekommen sind. Der wahren alten sind vielleicht weniger, als wir glauben. Sehr gegründeter Verdacht gegen die Daktyliotheken des Gorkläus, der heiligen Genoveva, des Mariette u. a. m. — Maffei Benennung dieses Studiums.



## LXXVIII.

Wie die echten alten Steine von den neuen zu unterscheiden sind. Hiervon sagt Klotz gar nichts. Die Stelle beim Lippert, die er hätte kommentieren sollen. Lippert, so viel ich mich erinnere, gibt drei Kennzeichen an: den Stein, die Vorstellung, die Arbeit.

## LXXIX.

Ich habe erwiesen, daß die Alten in ganz kostbare Edelsteine nicht geschnitten haben. Und auch von den geringern Arten gibt es verschiedene, von welchen Plinius ausdrücklich sagt, daß sie nicht geschnitten worden. — Von der Besonderheit, woran alte Steine zu erkennen sind: nämlich an der ungleichen hintern Seite, wie Vettori anmerkt. Die Ursache, welche V. davon angibt, das Gleichförmige der Durchsichtigkeit, ist richtig; nur ist auch das zu merken, daß die Alten ihren Edelsteinen überhaupt die Ungleichheit ließen, um ihnen von ihrer Masse so wenig zu nehmen, als möglich. Und nur daher ist eine Stelle beim Plinius zu erklären.

## LXXX.

Von der Abhandlung des Dingley, die dahin einschlägt, und zwar erstlich von dieser Abhandlung selbst.

Das zweite Kennzeichen, an welchem alte geschnittene Steine von neuern zu unterscheiden, sagt Maffei, sei die Farbe und die Beschaffenheit des Steines selbst.

Wenigstens kann diese oft zu einem Verdachte Anlaß geben. Allzu kostbare, in Ansehung ihres Feuers oder ihrer Farben allzu schöne Steine, habe ich gezeigt, ließen die Alten nicht gern von der Kunst verlegen. Von einigen sagen sie uns ausdrücklich, daß sie nie geschnitten werden, oder daß sie nicht geschnitten werden können. Die sie am häufigsten schnitten, waren von den geringern Gattungen, welche die doppelte Eigenschaft haben, daß sie sich weder der Skulptur zu sehr weigern, noch das Wachs zu fest halten. Von diesen Gattungen aber nahmen sie die reinsten und besten, die sie finden konnten.

Ich hoffte hiervon viel Merkwürdiges zu lesen in den Anmerkungen, welche Robert Dingley über die Edelsteine, besonders solche, auf welche die Alten zu graben pflegten, der englischen Societät mitgeteilt hat. Aber ich betrog mich. Der Gelehrte, der sie übersetzte und dem Hamburgischen Magazin\*) einverleibte, hat sie mit verschiedenen Notizen begleitet, die von seinem Kenntnis auch in diesem Teile der Naturgeschichte und von seinem Scharfsinne überhaupt zeigen. Allein er hätte deren ungleich mehrere machen

\*) Band III. S. 640.



müssen, wenn er alle Unrichtigkeiten seines Originals hätte anzeigen und verbessern wollen. Ich will einige Beweise davon geben.

„Der Stein,“ sagt Dingley, „den man am meisten gegraben findet, ist der Beryll, nach diesem folget der Plasma oder schönste Smaragd, alsdann der Hyacinth; den Chrysolith findet man bisweilen, aber sehr selten gegraben, wie auch, aber sehr selten, den Krytall oder orientalischen Kiesel, den Granat und den Amethyft.“

Am meisten den Beryll! Ganz unerhört! Der Beryll ist ein durchsichtiger meergrüner Stein, der in seinen Unterarten mehr oder weniger in das Gelbliche spielt. So beschreibt ihn Plinius, so haben ihn die Neuern angenommen. Doch so einen Stein meint Dingley nicht; sein Beryll ist entweder rot oder gelb oder weiß. Jenes, sagt er, war der Beryll der Alten. Und wer sind denn die, welche diesen Namen einem ganz andern Steine beilegen dürfen? Leonardus, Stella, Agricola, Casalpinius, Gesner, Boet, Laet, Nicols, und wie sie alle heißen, sind es nicht. Auch die noch neueren Naturalisten finde ich mit jenen übereinstimmig, und alle verstehen unter Beryll, wo nicht eben denselben Stein, den die Alten darunter verstanden, doch einen ihm sehr ähnlichen, den sonst so genannten Aquamarin. Folglich habe ich lange nicht gewußt, was Dingley hiermit will, bis ich endlich finde,\*) daß die englischen Juwelierer einen ganz andern Begriff mit dem Namen Beryll verbinden und ihn einer Art von Karneol beilegen, der dunkelroter und durchsichtiger als der gemeine Karneol sei und mehrmal in das Gelbe spiele. Daß wirklich Dingley diese Art von Karneol unter seinem Beryll verstanden habe, zeigt selbst die Einteilung, die er von ihm macht. „Vom Beryll,“ sagte er, „gibt es drei Arten; der rote fällt in die Orangefarbe, ist durchsichtig und lebhaft; der gelbe ist ockerfarben, und der weiße, den man Chalcedon nennt, ist milchfarben; diese beiden letzten sind nicht so lebhaft wie die erstern.“ Niemand, so viel ich weiß, hat den Chalcedon zu einer Art des Berylls gemacht; wohl aber zu einer Art des Karneols, oder auch den Karneol zu einer Art des Chalcedon. Auch die übrigen zwei Arten passen wohl auf verschiedene Abänderungen des Karneols, aber keinesweges des Berylls. Kurz, man muß beim Dingley Karneol für Beryll lesen und muß sich erinnern, daß der Karneol der Alten ihr Sarder ist, wenn es wahr sein soll, was er von ihm vorgibt. Den Sarder findet man in allen Dattyllotheken am häufigsten, und Plinius sagt es ausdrücklich, daß man ihn zum Graben und Siegeln am geschicktesten gefunden habe.\*\*) Dingley aber ist um so weniger zu entschuldigen, daß er uns diese Verwirrung verursacht, da Hill in seinen Anmerkungen über den Theophrast\*\*\*) kurz vorher davor

\*) Woodward beim Johnson: The Beryll of our Lapidaries is only a fine sort of Carnelion, of a more deep bright red, sometimes with a cast of yellow and more transparent than the common Carnelion.

\*\*) Lib. XXXVII. sect. 31. Ed. Hard.

\*\*\*) Dingleys Anmerkungen sind von 1747, und Hills Theophrast von dem Jahre vorher, wo es Seite 57 heißt: The Jewellers of our time reckon four



gewarnt und es den unwissenden Juwelieren verwiesen hatte, welche ihren Beryllkarneol schlechtweg Beryll nennen, als ob sie von dem eigentlichen Beryll gar nichts wüßten. — Das Werk des Kardinals de Cusa, dessen in der Note gedacht wird, mag wohl nicht von dem Steine Beryll handeln, sondern von der Brille, dem Augenglase, auf das geschärfte Gesicht in geistigen Dingen angewendet. Denn es ist bekannt, daß dieses im barbarischen Latein Beryllus hieß und ohne Zweifel unser deutsches Brille davon herkömmt. Nicht zwar, als ob die ersten Brillen aus eigentlichen Beryllen wären gemacht worden, sondern weil man vielleicht zu den ersten Brillen ein grünliches Glas brauchte, welches dem Beryll daher ähnlich sah; oder weil überhaupt die Italiener, wie Voet sagt,\*) alle Krystalle, qui multiplici angulorum reflexu aliquos colores in se habere videntur, Berylle nannten, wovon der Name endlich bis auf das gemeine Glas erstreckt worden. Vielleicht auch, daß der medizinische Gebrauch des pulverisirten Berylls gegen mancherlei Beschädigungen der Augen, von dem man in den mittlern Zeiten Aufhebens machte,\*\*) zur Uebertragung dieses Namens auf die Brillen etwas beigetragen.

Aber weiter: nach den Beryllen, sagt Dingley, folgt der Plasma oder schönste Smaragd. Was man unter Plasma verstehen müsse, habe ich schon gezeigt.\*\*\*) Es ist der Prasius der Alten und demnach so wenig der schönste Smaragd, daß vielmehr gerade nur eine von den geringsten Arten der durchsichtigen grünen Steine so genannt ward und eigentlich noch jetzt so genannt werden sollte. Wenn Dingley bloß gesagt hatte, daß nach dem Karneol es die grünen und grünlichen Steine wären, welche man am häufigsten von den Alten geschnitten finde, so wäre es eher recht gewesen. Denn wirklich findet man deren sehr viele, welche von den Antiquaren bald Plasma, bald Prasma, bald Pras, bald Beryll, bald grüner Jaspis, bald Chrysolith, bald Heliotrop, bald Smaragdit und bald Smaragd genannt werden, aber, wie schon erinnert, einen

species of this stone; the common or the red, the white or the yellow, and the Beryll Carnelion. — The last, or the Beryll Carnelion, is properly the male oriental kind; it is of a deeper colour than any of the others, as also much harder, and more transparent: some of our Jewellers, knowing of no other Beryll but this, name it simply the Beryll: but it ought never to be so called but with the addition of its own proper name Carnelion; the Beryll of the Ancients being a stone of quite another kind, transparent and of bluish green, and evidently the very Gemm which we now call the *aqua marina*.

\*) Lib. II. cap. 20. De Laet will davon zwar nichts wissen (Lib. I. cap. 10); aber selbst diese Benennung der Augengläser von Beryll scheint ein Beweis für den Voet zu sein.

\*\*) Psellus, De Lapidum Virtutibus, p. 12. Edit. Bernard. Βηρυλλος — οὗτος ὁ λίθος ἐντασεις ἰάται, καὶ σπασμούς, καὶ ὀφθαλμῶν ὀδύνας καὶ ἰκτερον; intentiones curat, convulsiones, oculorum dolores, auriginem.

\*\*\*) S. den 25ten Brief.



jeden dieser Namen eher verdienen als den Namen Smaragd. Sonderbar ist es, daß sie bei den undurchsichtiger, dunkler und schmutziger grünen Steinen sich nicht des Malachites oder Molochites erinnert haben, welche Gemme von dem Plinius doch ausdrücklich reddendis laudata signis\*) genannt wird.

Die dritte Stelle gibt Dingley dem Hyacinth. Und was nennt er einen Hyacinth? Einen dunkel braunroten Stein, feurig und durchsichtig. Es ist wahr, das ist der Hyacinth der Alten; aber warum spricht Dingley hier so streng mit den Alten, da er in seinen übrigen Beschreibungen sich so weit von ihnen entfernt? Die neuern Steinkenner verstehen unter Hyacinth einen gelben, honigfarbigen oder citronfarbigen Stein, deren einige nur in das Rötliche spielen.\*\*\*) Sein Hyacinth dürfte schwerlich von dem Amethyste und unserm Granate zu unterscheiden sein; und ich weiß nicht, mit welcher Zuverlässigkeit man sonach sagen könnte, daß die Alten den Amethyst und Granat sehr selten, den Hyacinth hingegen weit häufiger geschnitten hätten.

Der Uebersetzer hat das englische Garnet beibehalten, weil er wegen des vollkommen gleichgeltenden deutschen Namens ungewiß war. Aber er hätte sich kein Bedenken machen dürfen, Granat dafür zu brauchen; es ist durchaus das nämliche, und einige Engländer schreiben bloß Garnet, weil sie bei einigen ältern italienischen Schriftstellern Garnato anstatt Granato fanden, welches fast auf die Vermutung bringen sollte, daß diese Benennung nicht von den Körnern der sogenannten Frucht hergenommen, sondern die Verstümmelung von Garamanticus sei. Wenigstens stimmt die Beschreibung, die uns die Alten von dem Carbunculo garamantico geben, mit dem Granat gänzlich überein.

Was Dingley endlich von dem Krystalle sagt, ist nur von dem ganz weißen und dessen Gebrauche zu Siegelsteinen zu verstehen. Da er in weit größern Stücken gefunden wird als andere Edelsteine, so brauchte man ihn auch zu größern Dingen, zu welchen er häufig geschnitten ward. Aber wie viel gefärbte Krystalle mögen in den Daktyliotheken für die echten Edelsteine gelten, deren Farbe ihnen die Kunst zu erteilen wußte!

Unter den übrigen Anmerkungen sind nicht weniger eben so unzuverlässige. — Er spricht von einem Vermillionstein, Vermillionstone, und man sollte glauben, was das für ein besonderer Stein sei. Gleichwohl ist es weiter nichts, als ein Beinamen, den die Juwelierer derjenigen schönen Art von Granaten geben, deren Farbe sich dem Zinnober nähert.\*\*\*) — Der Dnyx und Sardonyx sind ganz falsch angegeben; und von dem, wer weiß wo aufgefundenen

\*) L. c. sect. 36.

\*\*\*) De Laet, Lib. I. c. 6. Recentiorum Hyacinthi sunt flavo colore, interdum simplici, eoque aut saturo aut diluto, vel cum rubedine quadam mixto intensius vel remissius.

\*\*\*) De Laet, Lib. I. c. 3.



Achatonyx macht er eine Beschreibung, aus der ich jedem Troz biete, klug zu werden.

Doch ich will mich bei solchen Kleinigkeiten nicht aufhalten. Nur eins muß ich noch mitnehmen. Dingley sagt: „Die Alten gruben auf ihre meisten Steine, den Onyx und Sardonyx ausgenommen, so wie sie gefunden wurden, weil ihre natürliche Politur alles, was durch die Kunst an ihnen kann verrichtet werden, übertrifft.“ Aber man hüte sich, ihm das zu glauben. Entweder die Edelsteine werden als Kiesel gefunden, und diese haben eine rauhe Schale, die ihnen abgeschliffen werden muß, um den durchsichtigen farbigen Kern zum Vorschein zu bringen, oder sie brechen als Drusen in fremden Steinarten, und diese haben zwar eine natürliche Politur, aber selten oder nie die reguläre Fläche, welche in dem Abdrucke eine egale Area geben könnte.

LXXXI.

Zweitens, von Hills Kritik über diese Abhandlung.

LXXXII.

Drittens, von Kästners Uebersetzung und der beigefügten Note.

LXXXIII.

In wiefern von der auf dem Steine befindlichen Vorstellung auf das Altertum desselben zuverlässig zu schließen sei.

LXXXIV.

Von der Arbeit, der Zeichnung, der Ordnung und besonders der Politur.

LXXXV.

Ueber die Geringschätzung der geschnittenen Steine in den mittlern Zeiten.

Wie viele waren denn ihrer damals schon wieder aufgedrungen, nachdem sie durch das Christentum fast ganz außer Gebrauch gekommen waren? Ihre Deutung auf biblische Personen und Geschichte war vielmehr ein frommer Betrug, um sie zum Schmucke heiliger Gefäße anwenden zu dürfen. Woher will Kloß wenigstens beweisen, daß es Unwissenheit gewesen sei?

Kloßens Beweis aus dem Jupiter Serapis, S. 57. Wie seltsam er schließt, daß ihre Geringschätzung zu ihrer Aufbewahrung habe beitragen können.

LXXXVI.

Ob damals kaum der Glanz der Edelsteine die Augen auf eine angenehme Art gerührt habe? S. 55.

Gleichwohl sind aus diesen Zeiten so viele Schriftsteller von



Edelsteinen; wovon aber freilich, wie wir am Leonardi und Scudalupis gesehen, Kloß wenige oder gar keine kennen mag.

Anmerkungen über das Register derselben beim Leonardi.

LXXXVII.

Insbefondere über den Physiologus, der in dem Verzeichnisse des Leonardi vorkommt. Von diesem weiß ich nichts, aber wohl von zwei andern Büchern dieses Namens. Beiderseitige Unwissenheit des Beaugendre und Freytags.

LXXXVIII.

Register der Steinschneider im Leonardi nebst einigen Anmerkungen darüber.

LXXXIX.

Von der künstlichen Bervielfältigung der geschnittenen Steine. Kloßens Schnitzer mit dem vitro obsidiano, S. 58. Gori macht indes diesen Fehler auch. Von den nachgemachten Edelsteinen, den Pasten und Abdrücken in Schwefel und anderer Materie.

XC.

Von den Gadarern, S. 61.

XCI.

Was er von den Kupfern der geschnittenen Steine sagt, wird als bekannt und gemein vorbeigegangen. Die wenigsten Urtheile sind fein; und was fein ist, ist falsch. Z. E. S. 70, daß man in der Ausgabe des Maffei von den Gemmen des Agostini die Hand des Gallestruzzi vermissen. Und doch sind es die nämlichen Platten; ein Beweis, daß er diese Ausgabe gar nicht kennt.

XCII.

Ich komme auf seine Betrachtung der Steine von seiten der Kunst, S. 73—101. Und hier, glaube ich, geht eigentlich das Buch an. Alles Bisherige sind vorausgeschickte Anmerkungen. In diesen Betrachtungen ist er nichts als Winkelmanns Ausschreiber, bis auf die bloßen Verzierungen des Stils.

Hier sind einige Proben von dieser Ausschreiberei:

Kloß sagt S. 13: „Die Quelle des guten Geschmacks ist nun geöffnet. Weise ist der, welcher aus ihr schöpft und, wie Dichter aus dem Kastalischen Brunnen, sich aus derselben begeistert.“

Und Winkelmann, Von der Nachahmung der griechischen Werke in der Kunst, S. 2: „Die reinsten Quellen der Kunst sind geöffnet. Glücklich ist, wer sie findet und schmeckt!“

Winkelmann von den mit königlichen Kosten zu Dresden aufgehäuften Schätzen der Kunst und des Altertums, und Kloß von einer Sammlung Abdrücke geschnittener Steine.



Kloß, S. 30: „Es ist ein sehr unüberlegter Ausspruch eines französischen Skribenten, dessen Buch nicht hätte zur Schande der Deutschen übersezt werden sollen.“ Nämlich Juvenel de Carleucas.

Und Winkelmann, in den Erinnerungen über die Betrachtung der Werke der Kunst, in der Bibliothek der schönen Wissenschaften, B. V. S. 12: „Auch der Porphyre kann eben so gut bearbeitet werden wie vor alters, welches unwissende Skribenten leugnen und zuletzt Carleucas in einem Buche, dessen Uebersetzung den Deutschen keine Ehre macht.“

Aber Winkelmann dachte überhaupt von den Franzosen ein wenig anders als Herr Kloß. Er sagt in der Nachricht vom Stoschischen Museum, in der Bibliothek der schönen Wissenschaften, B. V. S. 26: „Ich kenne aber die Begriffe der Franzosen von der Schönheit des Altertums. Unter uns gesagt, ich fürchte mich, unsern Landsleuten etwas zum Nachteil dieser Nation zu sagen. Ihre Wut in Uebersetzung französischer Bücher, die voll von tausend Vergehungen, wie des Barre deutsche Geschichte, sind, machen mir diese Besorgnis.“

Kloß sagt, S. 62: „In den Werken der Alten liegt der Verstand tief.“

Und Winkelmann in den angeführten Erinnerungen, S. 4: „Daher liegt der Verstand der Alten tief in ihren Werken.“

Kloß, S. 73: „Wer den Homer nur in der Uebersetzung gelesen hat, der kennt seine majestätische Einfalt gewiß nicht. Eben so mangelhafte Begriffe von der alten Kunst wird derjenige haben, der bloß aus Kupferstichen von ihr urteilt.“

Winkelmann, Von der Fähigkeit der Empfindung des Schönen in der Kunst, S. 17: „Dieser Privatunterricht aus Kupfern und Abdrücken bleibt unterdessen wie die Feldmesserei auf dem Papier gezeichnet. Die Kopie im kleinen ist nur der Schatten, nicht die Wahrheit; und es ist vom Homer auf dessen beste Uebersetzung kein größerer Unterschied, als von der Alten und des Raphaels Werken auf deren Abbildungen.“

Kloß redet S. 159 von Werken, die einen allzu scharfen, eckigen Umriß haben und deren Meister lieber ihre anatomische Kenntniss zeigen, als sanft und gefällig sein wollen, und sezt hinzu: „Wem die Werke gefallen, die diese sparsame Weisheit bezeichnet, der gibt einen eben so ungezweifelten Beweis von seinem verderbten Geschmacke als der, welcher die natürliche und sanfte Schreibart des Xenophon dem spielenden Wiße der Sophisten nachsezt.“ — Diese sparsame Weisheit! Was heißt das? Er braucht den



Winkelmannischen Ausdruck und gibt ihm gerade die umgekehrte Bedeutung.

Winkelmann sagt nämlich, Von der Nachahmung griechischer Werke, S. 12: „Eben so unterscheiden sich die neuern Werke von den griechischen durch eine Menge kleiner Eindrücke und durch gar zu viele und gar zu sinnlich gemachte Grübchen, welche, wo sie sich in den Werken der Alten befinden, mit einer sparsamen Weisheit, nach dem Maße derselben in der vollkommenern und völligeren Natur unter den Griechen, sanft angedeutet und öfters nur durch ein gelehrtes Gefühl bemerkt werden.“

Kloß, S. 174: „Die Ausleger sagen nach ihrer Gewohnheit entweder Dinge, welche uns noch ungewisser machen, oder sie sagen nichts von denselben. Eine Sache, die sie mit den Brunnen gemein haben, die oft überfließen und dann Mangel an Wasser leiden, wenn wir es am nötigsten brauchen.“

Und Winkelmann in der Vorrede zur Geschichte der Kunst, S. XXI: „Ueberhaupt sind die mehresten Skribenten in diesen Sachen wie die Flüsse, welche aufschwellen, wenn man ihr Wasser nicht nötig hat, und trocken bleiben, wenn es an Wasser fehlt.“

## XCIII.

Nachteil der geschnittenen Steine für das Kunstauge oder das Auge eines jeden andern, der sich darnach bilden will. Die Schönheit läßt sich in so kleinen Figuren bei weitem nicht so deutlich empfinden, daß sie auf die Ausführung im großen einigen Einfluß haben könnte.

## XCIV.

So sehr er Winkelmann ausschreibt, so untersteht er sich gleichwohl, ihn zu meistern, wegen seines Sazes, daß die alten Denkmäler aus den mythologischen Zeiten vornehmlich zu erklären seien. Verteidigung dieses Sazes.

## XCV.

Kloßens lächerliche Nachahmung des Winkelmannischen Enthusiasmus. Von diesem überhaupt. Wie anstößig die Nachahmung bei der Venus Kallipygia sei. Christ's Geringschätzung bei dieser und andern Gelegenheiten. Dessen Verteidigung.

## XCVI.

Christ's weitere Verteidigung wegen der alten Art, in Stein zu schneiden. Es ist nicht einmal Christ's Meinung, sondern schon Vektoris, welcher durchaus davon spricht, als ob er sie ausüben gesehen, und sie umständlich beschreibt.

Es ist kein Schluß von dem, was wir jetzt nicht zu machen wissen, auf die Alten, daß sie es auch nicht gewußt hätten.



Möglichkeit, daß es verschiedene Arten kann gegeben haben; gezeigt an dem, dessen sich Rivaz und Baze gerühmt haben.

Auch den Valerio Vincenti hatte man in Verdacht, daß er eine geschwindere Art zu arbeiten haben müsse. S. dessen Artikel beim Füßli.

XCVII.

Und doch ist Kloß auch der Plagiarius von Christ. Außer dem Beweise, den ich von den Ahnenbildern der Römer insbesondere geführt habe, noch andere aus Christ's Vorlesungen über die Litteratur.